

## Kindheit in der Fremde

Mit Ausnahme der wenigen chinesischen Schulkameraden und des Personals hatten wir kaum Kontakt zu Einheimischen. Wir spielten nur mit Deutschen, Engländern oder Amerikanern.

Wahrscheinlich wirkten wir auf die chinesischen Kinder sehr exotisch und vermutlich hatten sie auch Angst vor uns. Während des Sportunterrichts saßen häufig Chinesen auf der Schulhofmauer und schauten uns zu.

Wir hatten immer nur vormittags Unterricht – wie in Deutschland. Nach dem Mittagessen standen zunächst die Schularbeiten auf dem Programm. Wenn es das Wetter zuließ, fuhr ich anschließend am liebsten mit dem Fahrrad durch die Gegend. Ich war eine begeisterte Fahrradfahrerin und sollte es mein Leben lang bleiben.



Mein Bruder Werner, ein Freund und ich in der Umgebung Shanghais.

Mit meinem Bruder oder Freundinnen ging ich auch häufiger ins Stadtzentrum, etwa zum Schwimmen im Hallenbad des amerikanischen YMCA. Dorthin fuhren wir mit der Straßenbahn. Wenn der Fahrkartenkontrolleur kam, zeigten wir auf einen europäischen Erwachsenen, der in der Nähe stand, und behaupteten, das sei unsere Mutter oder unser Vater. In Begleitung der Eltern fuhren Kinder nämlich umsonst und so sparten wir uns das Fahrgeld. Manche Fahrgäste schauten zwar erstaunt, weil sie so plötzlich zu einer Tochter kamen, aber sie ließen es doch wohlwollend geschehen. Die Kontrolleure waren Chinesen und trauten sich nicht, genauer nachzufragen. Sie konnten ja auch kaum Englisch.

Auch die Eltern hatten, abgesehen vom Personal und den Patienten, keinen Kontakt zu Chinesen. Die Wirts-

häuser und Pubs waren ausschließlich für westliche Gäste und woanders hätte gar keine Möglichkeit bestanden, mit ihnen in Kontakt zu kommen. Es gab in Shanghai einen „Deutschen Club“, den mein Vater häufiger besuchte. Meine Mutter war mit dem Führen von Personal und Haushalt voll ausgelastet. Ich erinnere mich nicht, dass meine Eltern oft ausgingen. Ich glaube nicht, dass sie ein einziges Mal tanzen waren.

Einen engeren Kontakt hatte mein Vater allenfalls zu dem Chinesen, den er im „Office“ seiner Praxis angestellt hatte. Dieser musste ihn darüber aufklären, ob es sich bei einem Patienten um einen reichen oder einen nicht so zahlungskräftigen Menschen handelte.



Briefkopf und Visitenkarte meines Vaters.  
Die Visitenkarte ist sein letztes Lebenszeichen. In diesem Office verstarb er.

Das Honorar richtete sich nämlich nach dem Bankkonto des Kunden. Die reichen Chinesen kleideten sich beim Doktor gerne wie arme Leute, um möglichst wenig bezahlen zu müssen.

Einmal regte sich mein Vater furchtbar auf, weil er tagelang nicht schlafen konnte. In der Nachbarschaft hatte es einen Todesfall gegeben und mehrere Nächte lang ging es laut zu. Man beklagte den Verlust des Verstorbenen und vertrieb gleichzeitig die bösen Geister mit viel Lärm.

Chinesische Beerdigungen faszinierten mich sehr. Bei wohlhabenderen Verstorbenen zog eine lange Prozession durch die Straßen. Vorweg gingen die laut schreienden

Klageweiber, oft eigens zu diesem Zweck engagierte Frauen, die dem Gewerbe des Klagens und Jammerns professionell nachgingen.

Die Trauergemeinde war ganz in weiß gekleidet – auch das für uns ein ungewohnter Anblick. Fahnen und Statuen wurden mitgeführt. Einmal rannten wir hinter einem Trauerzug her. Aus sicherer Entfernung beobachteten wir die Zeremonie. Als sich die Angehörigen und Freunde vom Grab entfernt hatten, trauten mein Bruder und ich uns heran. Das Grab war noch nicht zugeschauelt und so sahen wir den Leichnam darin liegen. Die Toten wurden damals auf den Wiesen rund um die Stadt beerdigt. Überall rings um die Stadt sah man die Erdhügel, die ein Grab markierten. Dabei war die Lage des Kopfes durch eine Fahne gekennzeichnet. Oftmals gruben sich die verwilderten Hunde in diese Erdhügel hinein auf der Suche nach etwas Fressbarem. Wie das Foto vom Eingang des Taiping-Friedhofs beweist, gab es aber auch zumindest einen Friedhof.



Taoistische Mönche und Musiker  
in einer Leichenprozession.



Eingang zum Taiping-Friedhof

Reiche Chinesen besaßen teure europäische Autos, die sie in ganz besonderer Weise gestalten ließen. Die Fahrzeuge sahen zum Beispiel aus wie ein Tiger, wobei die vorderen Schutzbleche zu Pfoten umgestaltet waren. Besonders beliebt war auch das Chassis in Form eines Drachens. Hier würde man sich wohl an den Faschingsumzug erinnern fühlen. Aber man kann sich vorstellen, wie teuer so

eine Sonderanfertigung und wie reich wohl der Chinese gewesen sein mag. Schnell vorankommen konnten aber auch diese Autos nicht, denn wahre Menschenmassen schoben sich über die Straßen und Plätze. Fußgänger, Rikschas, Fahrräder. Apropos Fahrräder: Sie hatten wie Autos Nummernschilder, die jedes Jahr gegen eine recht hohe Gebühr erneuert werden mussten. Mein Bruder meinte, wir könnten uns zumindest einen Teil dieser Gebühr sparen und beschmierte das Nummernschild mit Dreck, so dass die Zahlen, die Auskunft über das Erwerbsdatum gaben, nicht mehr zu lesen waren.

Geld zu wechseln war ein Abenteuer. Nicht etwa, weil es zu wenig Wechselstuben gab. Im Gegenteil, die Straßen waren voll davon. Meistens waren es kleine Kontore, nicht größer als eine winzige Kammer. Durch eine Klappe in der Tür wurde das Geschäft abgewickelt. Nicht so einfach zu durchschauen war aber das Währungssystem. Die Währung basierte auf dem Silberdollar. Man unterschied das sogenannte „Big money“ und das „Small money“. „Big money“ nannte man das von den Europäern genutzte Papiergeld, es gab sogar 10-, 20- und 50-Cent-Banknoten. Small money waren die von den Chinesen genutzten 10- und 20-Cent-Silbermünzen, die in einem schlechteren Wechselkursverhältnis zum Silberdollar standen, als das „Big money“. Für einen Dollar musste man etwa sechs 20-Cent-Silbermünzen hergeben. Daneben gab es noch Kupfermünzen, die aber ausschließlich von Chinesen benutzt wurden. Ihr Wert war so gering, dass man einen ganzen Geldbeutel voll hätte mitnehmen müssen, um den Gegenwert eines Dollars zu erhalten.

Einmal in der Woche ging die Familie aus. Meistens gingen wir ins Stadtzentrum oder zum Bund, wo die Hauptgeschäftsstraßen der Stadt begannen. Die Nanjing Lu, eine der beiden großen Einkaufsstraßen, wurde von zwei wichtigen, parallel dazu verlaufenden Verkehrsadern begleitet:

der Fuzhou-Straße und der Yan'an-Straße. Zu Zeiten der ausländischen Konzessionen galt die Nanjing-Straße als eine Mischung aus Broadway und Oxford Street. Selbst nach 1949 behauptete sie sich als ein Mittelpunkt des Theaters und Kinos und blieb eine der belebtesten Einkaufsstraßen der Welt.

Hier lagen auch die beiden größten Kaufhäuser: Wing on und Xinshijie und es gab eine Vielzahl von Restaurants, von denen die Eltern dann immer eines aussuchten. Selbstverständlich aßen wir alle mit Stäbchen – chinesisches Essen schmeckt dann einfach besser. Für uns Kinder war ein solcher Restaurantbesuch aber eher langweilig. Also wurde uns erlaubt, auf eigene Faust das Kaufhaus zu erkunden, wo es unglaublich viel zu entdecken gab.

Einer unserer Dienstboten nahm uns hin und wieder mit in die Chinesenstadt. Das war eine ganz andere Welt! Wir bestaunten die Gaukler, die dort die Menge unterhielten. Zu uns weißen Kindern, die im Chinesenviertel die Exoten waren, verhielten sie sich sehr nett.

Ganze Theaterstücke brachten die Schauspieler auf improvisierte Bühnen, die oft nur aus ein paar Kisten und Tüchern bestanden.

Wir verstanden zwar nicht, was die einzelnen Figuren sagten, die groben Inhalte der Stücke konnte man aber auch aus der Gestik und Mimik herauslesen. Uns beeindruckten allein die bunten, reich verzierten Kostüme. Man zeigte uns Tempel mit Götter- und Sagenfiguren. Die Handwerker konzentrierten sich jeweils auf bestimmte Viertel. So wurden in der einen Straße nur Kissen verkauft, in der anderen nur Vögel und in einer dritten nur Betten. Wir besuchten auch das berühmte Huxinting-Teehaus in



Eine Straße im Chinesenviertel.

der Altstadt, das nur über eine Zickzack-Brücke zu erreichen ist, denn es liegt mitten in einem künstlichen Teich. Diese Zickzack-Brücke soll die bösen Geister abhalten. Die können nur geradeaus fliegen und fallen bei der Verfolgung im Zickzack ins Wasser.



Die Zickzack-Brücke und das Huxinting-Teehaus in der Chinesenstadt

Den Deutschen boten sich in Shanghai gesellschaftliche, vor allem aber sportliche Freizeitaktivitäten. Der „Deutsche Klub“ war ein mit einer Gaststätte ausgerüsteter Treffpunkt in der Innenstadt. Bedeutender war aber der Gartenklub, der in der Avenue Haig über ein Landhaus und gepflegte, weitläufige Anlagen verfügte. Hier konnte man Tennis spielen, hier hielt auch die Frauenhilfe ihre monatlichen Versammlungen ab. Die Vorsitzenden des Gartenklubs kamen aus der Spitze der Gesellschaft, den Taipans. 1932/1933 hatte zum Beispiel Teemogul Fred Siemssen den Vorsitz inne. In den Garten-

klub aufgenommen zu werden, bedurfte einiger Voraussetzungen. Über neue Mitgliedsanträge entschieden sogenannte Ballotausschüsse. Die Ausschussmitglieder stimmten mittels weißer und schwarzer Kugeln über die Aufnahme ab. Gab es eine einzige schwarze Kugel, wurde der Bewerber abgelehnt. Sowohl im Gartenklub als auch auf dem Rennplatz konnte man Tennis spielen. Einige deutsche Shanghaier besaßen aber auch eigene Tennisplätze in ihren privaten Gärten. Es gab einen Hockeyklub und dicht an der Gardenbridge stand das Bootshaus des deutschen Ruderklubs, von wo aus man in Vierern und Achtern aufs Wasser ging. Sowohl intern als auch mit Angehörigen der anderen Nationen maßen die Deutschen bei Ruderregatten, Tennis-, Hockey- und Leichtathletikturnieren ihre Kräfte. Als das deutsche Hockeyteam erstmals die Shanghai Meisterschaft gegen die favorisierten Japaner gewann, lieferte das der „Deutschen Shanghai-Zeitung“ den Aufmacher auf Seite eins. Der beliebteste Sport aber war zweifellos das Reiten. Pferde zu besitzen, bedeutete in Shanghai keineswegs außergewöhnlichen Reichtum, oftmals ritten schon Grundschul Kinder auf ihren eigenen Ponys quer über die Felder und durch die chinesischen Dörfer nahe der Stadt.



Rot lackierter Torbogen, Tsingtau

Im schwülheißen Shanghaier Sommer nutzte man vor allem die zahllosen Swimmingpools oder verreiste in die Sommerfrische, vorzugsweise zum Baden an die See, nach Tsingtau oder Beidaihe in der nördlichen Provinz Shandong. Viele vermögende deutsche Familien hatten hier ihre Sommerhäuser.



Sommerhaus in Tsingtau

Gegenüber dem Sport nahm sich das kulturelle Leben eher bescheiden aus. Es gab einige große Lichtspielhäuser, in denen man sich die Hollywoodfilme im Original (mit chinesischen Untertiteln) ansehen konnte. Deutschsprachiges Schauspiel wurde vom deutschen Theaterverein gepflegt, denn pro Jahr wurden in der Aula der Kaiser-Wilhelm-Schule durchschnittlich ein halbes Dutzend Stücke inszeniert wie z. B. „Der Biberpelz“, „Der zerbrochene Krug“ und „Kabale und Liebe“. Es spielten ausnahmslos Laiendarsteller, wobei alle beruflichen Schichten vertreten waren. Eine weitere, sehr bekannte kulturelle Institution waren die Rezitationsabende des Chefs der Firma Carlowitz, Gustav Carl Röhreke, der nach jahrelangem Auswendiglernen Goethes „Faust“ frei vortragen konnte.

Der Glaube spielte in unserer Familie eine eher unbedeutende Rolle. Meine Eltern waren keine regelmäßigen Kirchgänger und erwarteten das auch nicht von uns. Als wir klein waren, wurde allerdings jeden Mittag ein Tischgebet gesprochen. Eines Tages sagte mein Vater:

„Damit ist jetzt Schluss. Ihr seid alt genug.“

Vom kirchlichen Leben in Shanghai bekamen wir also nicht allzu viel mit, dabei muss es doch recht lebhaft ge-

wesen sein. Die protestantische Kirchengemeinde war 1892 gegründet worden. 1901 wurde die erste deutsche Gemeindekirche Süd-Ostasiens am Soochow-Creek gebaut. Dieses Kirchengebäude wurde 1930 verkauft, um einen Neubau finanzieren zu können. Im Oktober 1932 wurde die am Deutschen Eck neu erbaute Kirche eingeweiht. Sie hatte ein hohes, helles Kirchenschiff mit einer großen, eleganten Vorhalle und einem aus Platzgründen neben ihrer Breitseite errichteten großzügigen Glockenturm. An den Innenwänden waren die Wappen der deutschen Länder angebracht.

Einmal verlegte eine Lehrerin den Zeichenunterricht in die Kirche. Wir nutzten die Gelegenheit und versteckten uns in dem großen Raum. Die arme Lehrerin brauchte geraume Zeit, uns alle wiederzufinden.

Mein Bruder hatte eine nette Klassenkameradin, die zusammen mit anderen einmal „Trauung“ in der Kirche spielte – also quasi am Originalschauplatz. Eine stellte den Pfarrer dar, zwei das glückliche Brautpaar.

Im Sommer blieb die Kirche wegen der Hitze ein Vierteljahr lang geschlossen. Aber auch in den anderen Monaten fielen die 14-tägigen Gottesdienste öfter aus, weil zu wenig Interesse bestand. Aber an Weihnachten war die Kirche voll. Weihnachten war auch hier das wichtigste Fest im Jahr – einschließlich Weihnachtsbaum.